

Hochgeehrte Festgenossen! Liebe Schüler!

Aller Herzen jubeln heute unserem geliebten Kaiser entgegen, dem es durch Gottes Gnade vergönnt ist, in frischer Kraft ein neues Lebensjahr zu beginnen. Wenn da die Schule an der alten Sitte festhält, den Geburtstag des Landesherrn noch durch eine besondere Feier zu begehen, so geschieht es in dem freudigen Bewußtsein, daß sie dem regierenden Herrscher auch zu ganz besonderem Danke verpflichtet ist für das rege Interesse, das er ihr schon seit seiner Thronbesteigung gewidmet hat. Abgesehen davon betrachtet sie es freilich auch als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, patriotische Gefühle zu nähren, wie sie sich am Geburtstage des Monarchen allenthalben kundgeben.

Vor sämtlichen anderen Lehrfächern soll das Deutsche, das heute mehr denn je im Mittelpunkt des Unterrichtes steht, dem Zwecke dienen, die Jugend in vaterländischem Geiste zu erziehen. Läßt sich diese Aufgabe jedoch auch lösen angesichts der Tatsache, daß bei uns die lebendige Wechselwirkung des Gebens und Empfangens zwischen Nation und Poesie schon mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts aufhörte, daß die Blüte unserer neueren Dichtung gerade mit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes zusammenfiel? Dürfen wir mit Recht in den Werken Goethes und Schillers die Krone aller Schöpfungen deutschen Geistes erblicken, wenn die beiden Dichtersfürsten persönlich ohne alle Teilnahme blieben, als das alte Reich seinem schmachvollen Ende entgegenstrebte? Was Schiller anlangt, so brauchen wir über ihn kein Wort zu verlieren, nachdem die Gedächtnisfeier bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages dargetan hat, daß man seine nationale Bedeutung doch zu würdigen weiß. Aber um so schwerere sind die Vorwürfe, die sich von allen Seiten gegen Goethe erheben. Nach landläufiger Anschauung ist er alles Patriotismus bar. Bezeichnet ihn auch Napoleons bekannter Ausspruch als einen ganzen Mann, so scheint hier doch das historische Gesetz seine Bestätigung zu finden, nach dem jedem großen menschlichen Wirken der Fluch der Einseitigkeit anhaftet. Es bleibt eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß Goethe in höchst bewegten politischen Tagen die Gelassenheit besaß, sich in das Studium eines Kiefers zu vertiefen, und daß er Napoleon, dem Unterdrücker des Vaterlandes, mit unverhohlener Bewunderung entgegenkam. Doch ist sein Verhalten mindestens nicht unerklärlich. Der Dichter, der selbst durch und durch Natur war und sich von Dämonen geleitet fühlte, sah auch in Napoleon lediglich ein Naturphänomen und das Naturbestimmte der Überkraft, wie uns mit großer Deutlichkeit sein Westöstlicher Divan lehrt, in dem Napoleon fortlebt als der schreckliche Timur, „Naturkräften ähnlich im Menschen erscheinend“. Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß ihm der Kaiser wie seine Generale mit größter Liebenswürdigkeit begegneten. Es bekannte sich derselbe zu den Lesern des Werther, der ihn auf seinen Feldzügen stets begleitete, und er räumte sogar der deutschen Literatur eine Überlegenheit über die französische ein, indem er Goethe aufforderte,

als Reformator des literarischen Geschmacks nach Paris zu kommen. Wie ganz anders urteilte also der fremde Herrscher als einst Friedrich der Große! Wie aufmerksam benutzte er auch in den folgenden Jahren jede Gelegenheit, dem Dichter Beweise seiner persönlichen Hochachtung zu geben, während gleichzeitig Friedrich Wilhelm III, der jetzt auf dem Throne Friedrichs saß, trotz mehrfacher Anwesenheit in Weimar keinerlei Notiz von ihm nahm! Und nicht Goethe allein fühlte sich im Banne des Gewaltigen. Der Philosoph Hegel hatte in den Kanonen von Jena und Auerstädt den Weltgeist in Person donnern hören, und Wieland, der zugleich mit Goethe den Orden der Ehrenlegion annahm, äußerte sich voll des höchsten Entzückens über die Art, wie sich der große Eroberer mit ihm unterhalten habe. Über dem rein Menschlichen, das aus ihm sprach, vergaß man ganz, daß er die Nation zu vernichten drohte. Dazu kam, daß sich der Kaiser dem gesamten Weimarer Ländchen gegenüber sehr gnädig erwies. Kurz nach dem Erfurter Fürstentage schrieb nicht ein weltverlorener Dichter, sondern ein praktischer Staatsmann, der Minister von Voigt: „Napoleon ist unser Heiliger“. Über die Grenzen des eigenen Landes aber hinauszublicken, dazu waren die Verhältnisse nicht angetan. In mehr als dreihundert Staatsterritorien gespalten, die sich zum Teil sogar feindlich gegenüberstanden, war Deutschland kein nationaler, sondern nur ein geographischer Begriff. Ausländer fanden in Deutschland keine Deutschen, sondern nur Österreicher, Brandenburger, Sachsen u. s. w. Nicht bloß Ernst Moritz Arndt stimmte das bekannte Fragelied an: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Vor ihm rief bereits Schiller aus:

„Deutschland! Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.“

Und von da ist kein sehr großer Schritt mehr zu der nationalen Selbstverspottung der Studenten in Auerbachs Keller, denen Goethe die Verse in den Mund legt:

„Das liebe heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen!“

Läßt sich während jener Zeit nationaler Zerrissenheit überhaupt ein patriotischer Ton in der Dichtung vernehmen, so erklingt er aus der Brust eines preußischen Sängers. Auch Schiller, den wir so gern den deutschesten Dichter nennen, macht insofern keine Ausnahme, als sich sein Patriotismus nur auf indirektem Wege äußert. Wohl zündeten gewaltig in den Herzen der deutschen Landsleute die Mahnrufe:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“

und ebenso:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen“;

aber sie waren doch zunächst an Franzosen und an Schweizer gerichtet, und als 1813 die Jugend ins Feld zog, mußte das Reiterlied aus Wallensteins Lager, bevor eine eigene Kriegslyrik entstand, als Notbehelf dienen, die Krieger zum Streite für die Güter der Nation zu begeistern. In Wirklichkeit bekundeten vor den Freiheitskämpfen nur Preußen als Dichter ein Gefühl für die nationale Ehre. Im preußischen Sachsen war es Klopstock, der zuerst durch seine patriotischen Dichtungen Liebe zum großen Vaterlande einflößte; dann dichtete der Ostpreuße Herder in heiligem Zorne die „Ode an Germanien“, und in wilden Klängen dämonischen Hasses stachelte der Märker Heinrich von Kleist die „Enkel der Kohortenstürmer“, die „Römer-

überwinderbrut“ zum Widerstande gegen den kossischen Gewaltherrscher auf. Allein in Preußen fand sich ein würdigeres Staatswesen, das patriotische Gefühle zu wecken vermochte. Daß man aber etwa, ohne geborener Preuße zu sein, für dieses Land Interesse zeigen sollte, ließ sich nicht erwarten. Wie wenige ahnten damals Preußens deutschen Beruf! Schiller hatte trotz des siebenjährigen Krieges in dem Lehrbuche, das er auf der Karlschule gebrauchte, nicht einmal den genaueren geographischen Begriff desselben kennen lernen; denn von dem Staate der Hohenzollern fand darin nur die Mark Brandenburg Erwähnung. Durch die Teilungen Polens schon ein halb slavisches Land geworden, hatte es durch den Tilziter Frieden nun gar alle Gebiete links von der Elbe eingebüßt. Und dank der engen, einseitigen Politik der preußischen Regierung war der Staat Friedrichs des Großen zu verhaßt, als daß die furchtbare Katastrophe der Jahre 1806 und 1807 große Sympathie im übrigen Deutschland erwecken konnte. Wie weit stand Berlin, wo Männer vom Schlage des geistlosen Nicolai das Wort führten, an höherer Kultur selbst hinter dem kleinen Weimar zurück! Hier, nicht dort war die geistige Reichshauptstadt. Die bürgerliche Unfreiheit in Preußen ging so weit, daß selbst die Auf- führung eines Stückes wie Minna von Barnhelm die größten Schwierigkeiten fand, daß die Zensur sogar Gleims Kriegslieder unter die Schere nahm, daß ein Kant nur mit genauer Not der Absehung entging, ja daß seinerseits Friedrich der Große im Sterben das Wort gesprochen hatte, er sei es müde, über Sklaven zu herrschen. Wir verstehen es, daß Goethe, der nur zu dichten pflegte, was er mit dem Herzen fühlte, nicht allein in den Chor der preußischen Säng- er nicht einzustimmen, sondern 1808 wie in den nächstfolgenden Jahren sogar seiner Bewunderung für den Zwingherrn des deutschen Volkes offen Ausdruck zu geben vermochte; eine Tatsache, die immerhin unser schmerzliches Bedauern hervorrufen muß, zumal wenn wir an die erste Blüte unserer Dichtung denken, wo ein Walth- er von der Vogelweide in so warmen Tönen sein vaterländisches Herz offenbarte.

Doch weit schmerzlicher noch muß uns Goethes Haltung in den Freiheitskriegen berühren. Als „das Volk aufstand, der Sturm losbrach“, blieb er allein teilnahmslos, trotzdem eine groß- artigere nationale Erhebung die Geschichte nicht verzeichnet hat, und er versagte auch seinem Sohne die Erlaubnis, sich den Tausenden freiwilliger Kämpfer gegen die Fremdherrschaft an- zuschließen. Gewiß, man durfte von ihm, der allmählich in die Mitte der Sechziger eingetreten war, nicht erwarten, daß er mit Arndt, Schenkendorf und Körner in die Schranken trete. „Kriegslieder schreiben“, erklärt er, „und im Zimmer sitzen! Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich mir's gefallen lassen.“ Im Gegenteil mochte es im allgemeinen Interesse geboten sein, daß er jede öffentliche Äußerung zur Erhebung unterließ; denn wenn im Falle des Miß- lingens irgend jemand den französischen Kaiser zur Erhaltung der deutschen Rationalität be- stimmen konnte, so war er es. Indes übergeht er sogar in seinen Privatbriefen alle jene denkwürdigen Ereignisse bis zur Schlacht bei Waterloo mit eifrigem Schweigen. Aus der un- mittelbaren Gegenwart flüchtet er sich in das Entfernteste und studiert jetzt die Geschichte des chinesischen Reiches. Es mochte ihn freilich die Wahlverwandtschaft des Genius an dem Glauben festhalten lassen, nicht große Volksmassen, und seien sie auch von stürmischer Begeisterung er- griffen, sondern große Individuen bestimmten den Gang der Geschichte, Napoleon, der im Osten dem russischen Winter, nicht den russischen Waffen erlegen, sei in Wirklichkeit doch

unüberwindlich; wohl sehen wir ihn in seinem Gedicht an die Kaiserin Marie Luise von dem Wahne befangen, es sei die große Mission Napoleons, nachdem er in Frankreich die Revolution siegreich niedergeworfen hatte und unter seinem Einfluß auch in Deutschlands politischen Verhältnissen vieles besser geworden war, noch einen allgemeinen Weltfrieden herzustellen; wir müssen im Hinblick auf die sich anschließende Metternichsche Ära sogar gestehen, daß Goethe mit seiner Prophezeiung recht hatte, das Resultat werde nicht die Freiheit sein, sondern nur die Befreiung von einem fremden Joch: und doch sagen wir uns, hätte er das namenlose Elend, das Napoleon über unser Volk gebracht, tiefer gefühlt, so wäre er zu einem richtigeren Urtheil über dessen Können und Wollen gelangt und hätte seinen Sturz als das notwendigste Ziel erkannt, welches allen Deutschen vor Augen schweben mußte. Daß in der That ein Schatten auf dem Bilde unseres größten Dichters haften bleibt, beweist auch sein eigenes Bekenntnis in Epimenides' Erwachen, dem Festspiel, das er 1814 auf Jfflands Veranlassung zur Rückkehr des preussischen Königs aus dem Felde dichtete:

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.“

Allein wie es uns wohlthuend berührt, daß Friedrich der Große wenigstens in einer aus seinen letzten Lebensjahren stammenden Äußerung über die deutsche Literatur schönen Hoffnungen auf spätere Zeiten Raum gibt, so versöhnt es uns auch einigermaßen mit Goethes bisheriger Haltung, wenn er nach der Leipziger Schlacht in rückhaltloser Anerkennung der vollendeten Tatsachen dem Geschichtsprofessor Luden gegenüber in so herrlichen Worten seinen unerschütterlichen Glauben an eine große Zukunft der Deutschen aussprach, daß derselbe mit Tränen in den Augen von ihm schied, und wenn er nach der endgültigen Niederwerfung des welschen Tyrannen seinen freundigen Gefühlen in den Versen Ausdruck gab:

„Die Deutschen sind recht gute Leut';
Sind sie einzeln, sie bringen's weit.
Nun sind ihnen auch die größten Taten
Zum erstenmal im ganzen geraten.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!“

Freilich waren die Besten der Nation auch in jenen bösen Tagen an ihm nicht irre geworden. Schelling meinte: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange Goethe lebte.“ Der Turnvater Jahn, der doch eine so feine Witterung für unsere nationale Art hatte, nannte ihn damals den deutschesten Dichter. Und selbst Arndt, der während der Kämpfe für den Freiheitskampf zusammen mit Gottfried Körner, dem Vater des Dichters, aus seinem Munde die bitteren Worte hatte hören müssen: „O ihr Guten, schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen“, schrieb trotzdem im historischen Taschenbuch von 1814: „Doch ragten einige aus allen hervor und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter.“ Voll innigen Dankes für alles, was er der Nation schon geleistet hatte, traten sie im Freiheitskampfe nicht mit neuen Forderungen an ihn heran.

Ihnen entging es nicht, daß er schon allein durch seinen Götz, der zum ersten Male vor den Augen der Nation ein getreues Bild deutscher Heldenkraft und echt vaterländischer Gesinnung entfaltete, auf das Nationalbewußtsein eine bedeutend kräftigere Wirkung ausgeübt hatte, als es z. B. durch Klopstocks gestaltlose Bardiete hatte gesehen können. Wie Goethe seinerseits später auf den Ruhm, zur Befreiung des Vaterlandes in hohem Maße beigetragen zu haben, seinen Anspruch mit den Worten geltend machte:

„Ihr könnt mir immer ungeschent
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzosen hat er euch befreit,
Ich von Philisternegen.“

so würdigten auch sie vollauf seine verdienstliche Arbeit an der deutschen Volksseele; dieselbe lief ja im letzten Grunde wie bei Schiller auf die Durchbildung der freien Persönlichkeit hinaus, ein Ziel, das die Hingabe des ganzen Menschen in den Dienst der Idee bedingte und in einem unterdrückten und entehrten Volke nicht festzuhalten war. Wohl wußten jene Männer, daß der Gedanke an ihn und an das, was Deutschland durch ihn schon geworden war, mehr als Kriegslieder, Reden und Flugblätter den Arm der Freiheitskämpfer zu stählen vermöge. Mit der Gewalt eines Naturereignisses hatte Goethe gewirkt. Vor ihm war das Ansehen der deutschen Sprache so beschränkt gewesen wie das unsers nationalen Willens; in Norddeutschland war das Französische, in Östreich das Italienische die zweite Muttersprache. Als einmal Voltaire die Eigenschaften der verschiedenen Sprachen als literarischer Ausdrucksweisen behandelte, führte er das Deutsche überhaupt nicht mit auf. Nachdem aber Goethe den Werther geschrieben hatte, wurde plötzlich das Urteil ein anderes, und gegen Ende seines Lebens durfte der Dichter selbst sogar die Idee einer Weltliteratur fassen, in der die deutsche Sprache die Dolmetscherin für die gesamte Welt bilden sollte. Verlieh Goethe einem Schlegel die Fülle des Ausdrucks, die ihn in standsetzte, Shakespeare fast in einen deutschen Dichter zu verwandeln, so kam gleichzeitig seine Ausdrucksweise durch Schelling in die Philosophie, durch Alexander von Humboldt in die Naturwissenschaften, durch dessen Bruder Wilhelm in die philologische Gelehrsamkeit; ebenso beruht auch unser ganzer Briefstil auf dem Goethes. Und wie groß stand er im besonderen als Dichter da! Wieland kennt für ihn keinen höheren Ehrentitel als denjenigen des menschlichsten aller Menschen. Als solcher konnte er von allen Völkern der Erde verstanden werden und erfüllte daher schon bei Lebzeiten mit seinem Ruhme die Welt vom Mississippi bis zur Wolga; ja, Gestalten seiner Dichtung wie Werther und Lotte wurden in Schrift und Bild sogar den Chinesen vertraut. Es gibt keine einzige Dichtungsart, in der er sich nicht versucht und zugleich Vollendetes, zum Teil Unerreichtes hervorgebracht hätte. Gegen die Sonettichtung hatte er eine Abneigung. Aber als er auf das Drängen der Romantiker sich ihr zuwandte, geschah es mit solchem Geschick, daß ihm Platen in den anerkennendsten Versen seine Meisterschaft bezeugte. Mit wunderbarer Assimilationskraft wußte er sich selbst den Geist fremder Völker zu eigen zu machen, wie namentlich seine im Westöstlichen Divan zusammengestellten orientalischen Lieder lehren. Es fand die in unserer Literatur auf die klassische Periode folgende romantische bei ihm von vornherein Anknüpfungspunkte, und ebenso muß heute bei uns alle Dichtung auf Goethe zurückgehen, daher denn auch Hauptmann und Sudermann, die erst unter Verachtung aller Kunstprinzipien der großen Vergangenheit mit dem Anspruch auftraten, der Literatur

ganz neue Bahnen vorgezeichnet zu haben, in den Werken „Die versunkene Glocke“ und „Frau Sorge“ den Einfluß Goethes wieder deutlich erkennen lassen. Mit dieser dichterischen Vielseitigkeit, einem Vorzuge, der ihn selbst über Shakespeare erhebt, verband sich ein gleich umfassendes wissenschaftliches Wirken, wie wir es ja bei unsern Klassikern erwarten, daß sie Dichter und Denker in einer Person sind. Nicht bloß auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, in der er, ein Vorläufer Darwins, das Entwicklungsgesetz zuerst aufgestellt, hat er sich große Verdienste erworben, auch andere Gebiete, wie das der Geschichte, der Sprach- und der Rechtswissenschaft, verdanken ihm ihre Blüte, indem von Niebuhr, Grimm und Savigny seine ursprünglich dichterische Anschauungsweise als wissenschaftliches Prinzip angenommen wurde. In seinem Sinne befließigten sich die Gelehrten der strengsten Objektivität in der Forschung; sie bemühten sich, statt das Fremde dem eigenen Gedankenkreise möglichst zu amalgamieren, jede Erscheinung in ihrer Eigentümlichkeit zu achten und aus sich selbst zu begreifen. Wahrlich, würde nach Carlyles Meinung England lieber das reiche Indien als Shakespeare aus seinem Besitze missen, so dürfen wir mit gleichem Stolz auf Goethe das Wort „Denn er war unser“ anwenden, das er vor hundert Jahren seinem Freunde Schiller ins Grab nachrief. Es war kein Wunder, daß man sich, als 1808 der erste Teil des Faust erschien, inmitten alles politischen Jammers doch erhoben fühlte; denn man sagte sich, solange solche Taten deutschen Geistes geschähen, sei man noch nicht verloren. Ja, in einer Zeit, wo Deutschland dem Endschicksal Polens zu verfallen schien, wagte August von Schlegel gar auf eine glorreiche Zukunft zu hoffen. „Trotz ihrer elenden Verfassung“, erklärte er, „trotz ihrer Niederlagen bleiben die Deutschen doch die Rettung Europas.“ Zunächst freilich galt es die Rettung Deutschlands selbst, und nachdem sie gelungen war, die Einigung des Vaterlandes. Wie Goethe, der erste Mann der Nation, den ihn 1814 Pfiffand nannte, auf die Freiheitskämpfer gewirkt hat, dafür sei hier noch folgendes Zeugnis eines hervorragenden Gewährsmannes angeführt, der selbst mitgefochten, nämlich Varnhagens von Ense: „Unsere waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher zum Geiste Goethes als zu manchem andern, der dabei besonders tätig gewesen sein will.“ Aber ebenso gehört Goethe auch zu den Neuschöpfern des Reichs. Ihm war es zu verdanken, daß es immer noch ein Deutschland gab, als das alte Reich schon verschwunden war; nur auf der Grundlage der durch Goethe vollbrachten geistigen Einigung konnte 1871 die staatliche gelingen, die in erster Linie als die Frucht unablässiger Tätigkeit der Gebildeten unserer Nation zu betrachten ist. Trotzdem er den politischen Zeitereignissen fremd gegenüberstand, gewann also doch das Nationalgefühl durch ihn neues Leben, wie in ähnlicher Weise durch Lessing, den Mann, der den Patriotismus eine heroische Schwachheit nannte und zugleich einen Philotas und eine Minna von Barnhelm schuf. Mit der Reichsgründung ist indessen Goethes Wirksamkeit durchaus noch nicht erschöpft. Im Gegenteil, nachdem mit der Herstellung der Einheit eine Periode des Ausbaus und der friedlichen Arbeit begonnen hat, tritt sein Geist erst eigentlich die Herrschaft an. Unter den schweren Kämpfen, die der Einigung vorausgingen, mußte er sie mit Schiller in der Weise teilen, daß dieser sogar im Vordergrund stand, da seine Muse etwas Propagandistisches, gewaltig Fortreibendes hat, während die Goethische still und unmerklich wie die Natur selber, aber darum auch so viel nachhaltiger wirkt. Treitschke sagt in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, im Gegensatz zu den Engländern und Franzosen besäßen wir noch heute keinen

eigentlichen Patriotismus. Ist dem so, oder ist der Ausspruch auch nur in beschränktem Sinne wahr, dann liegt es uns ob, für die Gewinnung fester, gesunder Grundlagen einer patriotischen Gesinnung Sorge zu tragen. Wie nun dabei niemand besser unser Führer sein kann als Goethe, wollen wir jetzt noch in möglichster Kürze auseinandersetzen versuchen.

Die natürlichste Grundlage des Patriotismus ist das Heimatgefühl. Daß dieses bei Goethe sorgfältige Pflege findet, versteht sich von selbst. Er ist ja einzig in seiner Art ein Dichter der Natur. Immer mehr fühlt er sich mit den Jahren als ein Stück derselben, immer größeres Glück findet er im Zusammenleben mit ihr. Er nennt sich ihren Sohn, Freund oder Geliebten, sie die große, gute Mutter, die ihm gute Gedanken sagt, wenn er mit ihr Zwiesprache hält. Mag er daher Meer oder Gebirge, Bach und Strom oder Wiese und Wald zeichnen, überall spüren wir wohlthuende Heimatluft und den kräftigen Erdgeruch der vaterländischen Scholle. Seine Verherrlichungen der Natur haben in uns erst das Naturgefühl geweckt, den Sinn erschlossen für die Schönheiten unserer Berge und den Zauber des Meeres, und sein Empfindungsleben spiegelt sich in uns wieder, wenn wir uns in diese Regionen hinausgetrieben fühlen. Ebenso beruhte 1871 die Freude darüber, daß das Elsaß wieder deutsch wurde, nicht zum kleinsten Teil auf der warmen Schilderung, die Goethe in Dichtung und Wahrheit von diesem Garten zwischen dem grünen Rhein und den blauen Vogesen entwirft. Deutsch sind die Verhältnisse und Personen in seinen Dramen. Das gilt vom Götz, dem ersten, wie vom Faust, dem letzten Drama. Es gilt auch von der Iphigenie, obwohl sie anderseits die lebendigste Reproduktion des Altertums darstellt, die je einem Dichter gelungen ist, und trotz des fremdartigen Metrums trägt auch in Hermann und Dorothea, was schon Hegel in seiner Ästhetik ausgesprochen hat, alles die entschiedenste deutsche Lokalfarbe; eine Erklärung dafür, daß dies Lieblingsbuch aller wahrhaft Gebildeten zugleich auch, auf grobem Papier nachgedruckt und zu geringem Preise feilgeboten, ein Volksbuch wurde wie einst der Werther. Mit seinen Landsleuten weiß sich der Dichter aufs innigste verbunden, wenn er sagt:

„Im Vaterlande schreibe,
Was dir gefällt:
Da sind Liebesbände,
Da ist deine Welt.“

Er wünscht, daß sein Vaterlandsgefühl in ihren Herzen kräftigen Widerhall finde, wenn er seine begeisterte Abhandlung „Von deutscher Baukunst“ schreibt, wenn er Luther als einem der größten Söhne unserer Nation im Bruder Martin des Götz von Berlichingen ein Denkmal setzt, obwohl der Ritter an sich nichts mit der Reformation zu tun hat, oder wenn er in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ den Meisterfänger feiert, der auch im Handwerkskleide unserer herzlichsten Zuneigung würdig ist. In Goethes Fußstapfen traten dann die Romantiker ein und förderten bisher ungehobene Schätze ans Tageslicht, indem sie die volkstümliche Dichtung nach der Seite des Märchens, der Legende und des schlichten Herzensgesanges ausschöpften. Anderseits gab er neue Anregung zur Dialektdichtung; ohne Goethe, der auf die Sprache des Volkes seine Darstellung gründete und den Dialekt als den unverfälschten Jungbrunnen der Schriftsprache betrachtete, hätte später Fritz Reuter nicht auch im oberdeutschen Sprachgebiet einen so großen Leserkreis gefunden. Mit gleicher Liebe umfaßte er alles, was

die deutsche Eigenart hervorbrachte, und ging an keiner Äußerung derselben vornehm vorüber wie der Pedant, der außer der Schriftsprache eine andere nicht kennt.

„Uns alle zieht das Herz zum Vaterlande.“ Mit diesem Dichterworte läßt sich die Wirkung bezeichnen, die von Goethes Schriften ausgeht. Bei seinem hohen Sinne für Wahrheit ein Feind aller leeren Schwärmerei, weist er uns zugleich aber auch die Wege, wie wir zu einer echten Freude am Vaterlande und zu einer jeglichen Widerstand siegreich überwindenden Begeisterung für alles Schöne und Große gelangen, was deutschem Boden entsprossen ist. Mit offenem Auge lehrt er uns durchs Leben gehen und uns, mit dem Nächstliegenden beginnend, eine tüchtige Kunde von Land und Leuten aneignen. Er selbst hatte die Gewohnheit, so oft er ausfuhr, sich mit seinem Kutscher über die Eigentümlichkeiten der Gegend zu unterhalten, in der sich ihm immer neue Reize erschlossen. Man braucht nicht weiter zu schweifen, legt er uns ans Herz; überall, wo man ins Menschenleben hineingreift, ist es interessant. So finden wir Goethe stets in traulichem Verkehr mit dem Volke, besonders mit den kleinen Leuten: in Wehlar, im Harz sowohl wie in Italien, wo jeder Bettler sein Freund war. Er hat daraus nicht nur eine willkommene Erquickung für sein Gemüt geschöpft, sondern auch einen hohen Gewinn für seinen Geist, wie namentlich Hermann und Dorothea, Faust und Wilhelm Meister beweisen. Am allerförderlichsten wirkte sein enger Umgang mit dem Volk auf seine Ausdrucksweise ein. Die sprachschöpferische Tätigkeit Goethes ließ alle seine Vorgänger, Klopstock, Lessing, Winckelmann und Herder, an Erfolgen weit hinter sich. Seit Luther war unsere Muttersprache nie wieder in solch hinreißender Kraft erklingen. So Vortreffliches namentlich auch Lessing geleistet hatte, so wenig man seiner Darstellung Großartigkeit, künstlerische Vollendung und ein echt deutsches Gepräge absprechen konnte, sie verriet doch gar zu deutlich ihren Ursprung aus der Welt der Bücher und blieb daher nicht nur dem Volke fremd, sondern entbehrte auch der jugendlichen Frische und der wahren Anmut, die ihr allein eine vollstimmliche Behandlung einzuhauchen imstande war. Goethe aber zeigte schon im Götz, daß die deutsche Sprache, wenn sie nur in ihrem wahren Wesen und in ihrer vollen Reinheit aufgefaßt werde, das reichste äußere und innere Leben darzustellen fähig sei; und Lieder wie Erckönig und Fischer bekundeten zugleich, daß derjenige, der sie mit allseitiger Sicherheit beherrsche, selbst den Wohlklang des Italienischen zu erreichen vermöge. Was für einen herrlichen Schatz wir an unserer Muttersprache besitzen, bringt uns so niemand klarer zum Bewußtsein als Goethe. Daß er jede sich kräftig äußernde deutsche Eigenart zu würdigen verstand, davon legen auch folgende auf den ostfriesischen Grafen Edzard Cirksena zielende Verse Zeugnis ab, die er in einer Zeit dichtete, wo unsere engere Heimat im großen Vaterlande vielfach noch eine terra incognita war:

„Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
Das immerdar in seiner Fluten Mitte
Den deutschen Wiederfynn, die eig'ne Sitte,
Der alten Freiheit längsten Sproß genährt:
Das meerentrung'ne Land voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen.“

Die Beobachtung fremden Wesens muß ihm in erster Linie dazu dienen, das des eigenen

Volkess um so unbefangener und richtiger zu beurteilen. Als er aus persönlicher Anschauung in Straßburg Vergleiche anstellen konnte, wurde er „alles französischen Wesens bar und ledig.“ Namentlich empfiehlt er in nationalem Interesse nachdrücklichst die Erlernung fremder Sprachen. „Wer fremde Sprachen nicht versteht“, betont er, „weiß nichts von seiner eigenen.“ Je umfassender und eindringender die Kenntnis des Fremden ist, desto lebendiger fühlt man das nationale Wesen und schafft damit seinem Patriotismus ein um so festeres Fundament.

Erfüllt nun Goethe auch noch die dritte Aufgabe der patriotischen Erziehung, die höchste, eine kräftige Wirkung auf ein Handeln in vaterländischem Geiste auszuüben? Es fragt sich: welches sind denn unsere nationalen Tugenden und Vorzüge, die der Dichter zu pflegen hätte? Gewöhnlich werden folgende genannt: echte Religiosität, Idealismus, Treue, Wahrhaftigkeit, Reinheit, Biederkeit, Gemütsstiefe, individueller Unabhängigkeitsinn. Namentlich die patriotischen Dichter in des Wortes engerer Bedeutung werden nicht müde, sie zu preisen. Indes geschieht es gar zu leicht, daß sie zur Erhöhung der eigenen Nation hämische Seitenblicke auf die Nachbarvölker werfen, in der Weise, daß z. B. zur Illustration deutschen Biederfinnes der türkische Romane als Folie dienen muß. Man kennt sogar einen alten deutschen Gott, der in den Welthändeln für uns, ein anderes auserwähltes Volk, von vornherein Partei nimmt, und Arndt verherrlicht noch nach den Freiheitskriegen den fanatischen Haß gegen Frankreich als die Religion der Deutschen. Dieser politische Übereifer, der zu beweisen scheint, daß wir wirklich keinen ruhigen, gehaltenen Nationalstolz, keinen naturwüchsigem Patriotismus besitzen, daß unsere Vaterlandsliebe noch der Sicherheit eines naiven Instinktes entbehrt, macht sich bis in die neueste Zeit geltend, wenn selbst bei einem lebenswürdigen Dichter wie Emanuel Geibel in seinen Liedern aus dem Jahre 1870 die feindliche Hauptstadt, jene Hochburg der Intelligenz und der Arbeit, jene Heimstätte einer opferfreudigen Vaterlandsliebe, lediglich als eine Feste Babels, eine Stadt des Spottes, ein Herd der Blutschuld u. s. w. erscheint. Bei leidenschaftsloser Betrachtung kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß unsere genannten Nationaltugenden teils schwer nachweisbar sind, weil unsern Beziehungen Ausländern gegenüber die Unmittelbarkeit des landsmännischen Verkehrs abgeht, teils mit nationalen Mängeln eng zusammenhängen, wie z. B. die deutsche Philisterei die Rehrseite des deutschen Individualismus darstellt. Goethe ist von jenen Verirrungen frei geblieben. Er hätte in einer schon staatlich gebildeten Nation geboren werden müssen, um überhaupt ein national-politischer Dichter zu sein. Indes stünde er dann auch nicht als Prophet einer neuen, in unsern Tagen sich immer mehr Bahn brechenden Weltanschauung da, die die Solidarität der Interessen aller Kulturvölker voraussetzt und Nationalismus und Humanismus zu vermitteln sucht. Wie sich gebildete Einzelmenschen dadurch als solche erweisen, daß sie sich gegenseitig anerkennen, sich gegenseitig die in ihnen liegenden besonderen Eigenschaften zugute kommen lassen, muß auch im Völkerleben ein Fortschritt zu höherer Entwicklung in der Richtung angestrebt worden, daß die Mächte der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Einsicht und Bildung das Leben und Verhalten der Nationen untereinander bestimmen. Als Träger einer solchen Mission haben Goethe schon Ernst Moritz Arndt und dann klarer noch Thomas Carlyle geschaut, als einen Markstein in der Geschichte der Menschen, und so aufgefaßt, ist es wohl als eine segensreiche göttliche Fügung gepriesen, daß Goethe, als der Untergang des alten Reiches doch nicht mehr aufzuhalten war, der verworrenen Gegenwart vergessend und dem Ewigen zugewandt, sich das „reine Empfinden“ im Sinne des Priesters in

Epimenides' Erwachen gewahrt und dadurch die Erfüllung eines anderen Dichterwortes angebahnt hat:

„Ja, es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen;“

— in ähnlicher Weise wie es Luther zu verdanken war, daß auch zur Zeit der Reformation sich Deutschland nach Kingsleys Ausdruck als die Mutter alles europäischen Lebens erwies, indem er im Gegensatz zu Wiclif und Hus, zu Zwingli, Calvin und Knox es vermied, das religiöse Element irgendwie mit nationalen und politischen zu verquicken. Es kommt nun weniger darauf an zu erörtern, inwieweit diese edle Menschlichkeit, die Goethe predigt, als ein der deutschen Nation als solcher eignender Vorzug betrachtet werden kann; alles, was von den Vätern ererbt ist, muß sich doch jede Generation von neuem erwerben, um es wahrhaft zu besitzen. Eins steht jedenfalls fest, daß die hohen sittlichen Güter, die wir mit Recht oder Unrecht als unser in Anspruch zu nehmen pflegen, wenigstens stets die Ideale unserer Väter gewesen sind, selbst dann, wenn starke geistige Strömungen wie im Zeitalter der Aufklärung anderwärts vergiftend und zersetzend auf die Lebensanschauung wirkten. Uns dazu zu spornen, daß auch wir dieselben zu eigenem wie der Welt Heile festhalten, hat sich nun Goethe angelegen sein lassen wie kein anderer Dichter. Wenn uns eins seiner goldenen Worte zuruft:

„Du, kultiviere deine Eigenschaften,“

so lehrt er uns nach dem berechtigten Selbstgefühl ringen, etwas zu sein, und uns der Anerkennung anderer Völker würdig machen, aber bei dem Bewußtsein des eigenen Wertes auch diese als das, was sie sind, gelten lassen und zu verstehen suchen. In der Dreiheit des Wahren, Guten, Schönen, dem bezeichnenden Programm aller unserer Klassiker, ist ihm wie Kant das Gute das Höchste. „Verschwistert sich Scharfsinn mit Wohlwollen und Liebe,“ heißt es bei ihm, „so durchdringt der Beobachter die Welt und den Menschen; ja, er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen.“ Geht man einmal im Zusammenhange seine Gnomen durch, so muß es auffallen, wie er dem Leser alle Erscheinungsformen der Nächstenliebe als Güte, Milde, Uneigennützigkeit, Verträglichkeit, Langmut u. s. w. ans Herz legt, und man wird unwillkürlich an die Stelle im Hohenliede der Liebe I. Kor. 13 erinnert: „Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht“, und wie die Worte weiter lauten. Bei solcher Gesinnung wundern wir uns nicht über den folgenden Spruch, in dem seine religiöse Grundanschauung zu charakteristischem Ausdruck gelangt:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion,“

oder über einen andern, der an das bekannteste Wort Augustins anklingt: „Das Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, und der da sein wird.“ Zugleich verstehen wir auch Bilmar's Urteil, daß Goethes Dichtungen wirken als eine Art weltliches Evangelium. Und hinter diesen Dichtungen steht der Dichter selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit; denn sein Leben entsprach seinen Worten in vollstem Maße. Carlyle bemerkt einmal: „Nie äußert sich Goethe mit Härte über einen Menschen, kaum über eine Sache. Wenn er das Schlechte verwirft, so wird die Verwerfung mehr angedeutet als ausgesprochen.“ Ein anderer Engländer,

sein Biograph Lewes, stellt ihm das Zeugnis aus: „Jeder, der ihn kannte, hatte ihn lieb; Kinder, Frauen, Professoren, Dichter, Fürsten, alle liebten ihn in einer Weise, wie nur ein Wesen, das der Liebe würdig ist, geliebt werden kann. Selbst Herder, der gegen alle Welt verbittert war, sprach von ihm mit einer Verehrung, die Schiller in Erstaunen setzte.“ Wie die seltene Wertschätzung, der Goethe auch im Auslande begegnete, und die Huldigungen, die ihm dessen vorzüglichste Geister, Manzoni, Victor Cousin, Scott u. a. darbrachten, nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen waren, daß er ohne alle Engherzigkeit das Große und Gute achtete, wo er es fand, so sollen wir ebenfalls dahin streben, uns den freien Blick zu wahren, und den Maßstab des allgemein Menschlichen auch da anlegen, wo es sich um die Beurteilung fremder Nationen handelt. Wohl ist damit bei unsern alten kosmopolitischen Neigungen eine gewisse Gefahr verbunden. Doch brauchen wir glücklicherweise das Wort: „Deutschland ist Hamlet“, mit dem uns Freiligrath jede nationale Festigkeit absprach, heute nicht mehr gelten zu lassen, und es sollte uns der Gedanke an diese Gefahr nimmermehr ins andere Extrem hineintreiben. Sogar in unserm Verhalten als Gesamtvolk darf sich ein hoher ethischer Zug nicht verleugnen. Es wäre schwerlich zutreffend, wollte man in den Worten, die im Februar 1888 Bismarck an bedentfamer Stelle einer Reichstagsrede ausrief: „Wir Deutschen fürchten Gott“, nichts weiter als eine rhetorische Phrase erblicken; wie sich in jedem Genius eine urbildliche Offenbarung des nationalen Geistes darstellt, so war dies Bekenntnis im Gegentheil ein unmittelbarer Ausdruck des Empfindens der deutschen Volksseele. Auch Goethe hätte als Dichter niemals eine Mahnung an die Nation gerichtet wie einst Klopstock in seiner Ode „Mein Vaterland“:

„Sei nicht allzu gerecht“;

obwohl ein Staat in erster Linie Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen hat, muß es doch auch im Völkerleben das letzte Ziel bleiben, daß es sich nach den Forderungen der allgemein geltenden Moral regelt.

So steht uns der Dichter, der wegen seiner konzilianten Natur keine eigentliche Tragödie zu schreiben vermochte, auch als Mensch im Lichte eines großen Versöhners vor Augen, von der Vorsehung der Nation geschenkt, sie zur Erfüllung ihres Weltberufs zu befähigen; einer Aufgabe, die naturgemäß uns zufallen mußte, da bei der Zerklüftung des Vaterlandes durch die tiefgehenden Gegensätze der Volksstämme in Nord und Süd, der Sprachgebiete in Ober- und Niederdeutschland und namentlich des religiösen Bekenntnisses ein duldsames Entgegenkommen unter uns schon ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung ist. Daß ein solcher Geist des Friedens, wie er von Goethe ausgeht, ein männliches Selbstbewußtsein, nicht etwa ein Gefühl der Schwäche zur Voraussetzung hat, ist bei dem Charakter unseres Dichters selbstverständlich. Dieser besaß nicht die weibliche Natur eines Jean Paul, vollkommen fremd war ihm dessen sentimentaler Idealismus, dem die Welt nur dadurch erträglich wird, daß er sich aus ihr hinaussehen kann. Goethe hat vielmehr auf dem realen Boden des Diesseits festen Fuß gefaßt, „Trinke Mut des reinen Lebens“, ein kräftiges Memento vivere, ist seine Losung; und am Schluß des Faust wie der Wanderjahre sieht er, über seine Zeit hinauswachsend, auch die Zukunft der deutschen Nation in einer energischen Abwendung von stiller Beschaulichkeit zu freudigem Handeln.

Daß der Name Goethes, der für uns bereits eine Quelle reichen Segens geworden ist,

weiterhin nicht minder zum Heil unseres Volkes wirken wird, dafür bürgt auch der erhabene Monarch, der jetzt in fester Hand die Zügel der Regierung hält. Wie sehr er von Goethischem Geist erfüllt ist, hat er bei den verschiedensten Anlässen in unzweideutiger Weise kundgetan. Stets ist sein Augenmerk darauf gerichtet, durch die Pflege ruhmvoller Traditionen das Nationalgefühl lebendig zu erhalten und zu stärken. Das hat vor einigen Jahren namentlich unsere Heimatprovinz erfahren, als er in hochherziger Gesinnung einige Regimenter durch Verleihung von Abzeichen ehrte, die an Ruhmestage der früheren königlich hannoverschen Armee erinnern sollen. Alles, was deutsch ist, mag es nun dieser oder jener Stamm in besonderem Maße als ihm zugehörig betrachten, ist seines regen Interesses gewiß. Wie er, selbst ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle, das nationale Element überall in den Vordergrund rückt, erkennen wir im heutigen Schulbetriebe, wenn jetzt auf seine eigenste Anordnung hin im historischen Unterricht die vaterländische Geschichte eine erhöhte Bedeutung erlangt hat. Doch auch über die Grenzen der engeren Schulgemeinde hinaus sucht er an seinem Teil einer allseitigeren Erfassung und Würdigung deutschen Volkstums die Wege zu ebnen. Gestalten der germanischen Mythologie wie Agir oder Heimdall sind erst durch ihn weiteren Kreisen wieder vertraut geworden; ein Verdienst von nicht zu unterschätzender Bedeutung, so gewiß es einleuchtet, daß die Vorstellungen unserer Altvordern von dem Asenheim und seinen Bewohnern diejenigen der Griechen von der olympischen Götterwelt ebenso sehr an Großartigkeit und Tiefe übertreffen, als sie ihnen an lichtvoller Schönheit nachstehen. Nicht minder liegt es ihm am Herzen, die sittlichen Güter der Nation zu pflegen, und in der klaren Erkenntnis, daß sich im Christentum die Vollendung der Sittlichkeit darstellt, ist er vor allem beflissen, in christlichem Geiste als Regent seines Amtes zu walten. Aus dieser Gesinnung ist seine warme, unablässige, weder durch Dank noch durch Undank bestimmbare, sondern lediglich in einem hochgespannten Pflichtgefühl wurzelnde Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen entsprungen und eine soziale Gesetzgebung entstanden, wie sie kein anderes Staatswesen aufzuweisen hat. Aus ihr erklärt sich ebenso sein trotz aller Schwierigkeiten nie ermattendes Streben, nach außen den Frieden aufrecht zu erhalten und das Wort „L'empire c'est la paix“, das einst im Munde Napoleons III. fast wie ein Hohn erklingen mußte, in der Anwendung auf das neue Deutsche Reich zur Wahrheit zu machen. Ja, allenthalben ausgleichend und versöhnend, ein starker Hort des Friedens, steht er für die gesamte europäische Völkerwelt da. Er betrachtet sie als eine große Familie, die in der durch jahrhundertelange Arbeit zur Entfaltung gebrachten und gegen jeden Ansturm glücklich behaupteten christlichen Kultur ein überaus kostbares gemeinsames Erbe besitzt. In diesem Sinne hat er 1895 das Bild entworfen, das der rechten Wand unseres Festraumes zum Schmucke dient, mit der Unterschrift: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter“; einem Weckruf, der damals wenig Verständnis fand, nunmehr aber durch die jüngsten Ereignisse im fernen Osten in ein um so helleres Licht gerückt ist. Ihm wollen wir daher nicht nur als dem persönlich empfänglichen Freunde der Musen und dem feinsinnigen Pfleger aller heimischen Kunst und Wissenschaft, sondern zugleich als dem weitblickenden Herrscher und dem erhabenen Vertreter des deutschen Namens im Räte der Völker unsere Huldigung darbringen und miteinander rufen:

„Seine Majestät unser Kaiser und König lebe hoch!“

Eva
Deu
Gef
Lat
Gri
Fra
Eng
Hel
Gef
Erd
Ma
Ra
Sch
Tu
Zei
Sin
hing
5 bi